

BUCHBESPRECHUNGEN

- Affonço, Denise: *Der Deich der Witwen. Eine Frau in der Hölle der Roten Khmer.* (Bernd Malunat)..... 359
- Bevc, Tobias (Hg.): *Computerspiele und Politik. Zur Konstruktion von Politik und Gesellschaft in Computerspielen.* (Jochen Bohn)..... 360
- Graßl, Hans: *Ökonomisierung der Bildungsproduktion. Zu einer Theorie des konservativen Bildungsstaats.* (Wilhelm Hofmann)..... 362
- Funken, Michael (Hg.): *Über Habermas. Gespräche mit Zeitgenossen.* (Felix Dirsch)..... 364
- Ladwig-Winters, Simone: *Ernst Fraenkel. Ein politisches Leben.* (Armin Pfahl-Traughber)..... 366
- Mayer-Tasch, Peter Cornelius: *Mitte und Maß. Leitbild des Humanismus von den Ursprüngen bis zur Gegenwart.* (Beat Sitter-Liver)..... 367
- Trawny, Peter: *Sokrates oder Die Geburt der Politischen Philosophie.* (Holger Zapf)..... 371

Denise AFFONÇO: Der Deich der Witwen. Eine Frau in der Hölle der Roten Khmer; mit einem Nachwort von David Chandler, aus dem Französischen von Judith Klein; C. H. Beck, München 2009, 207 Seiten mit 6 Abbildungen und einer Karte, 18,90 EUR.

Denise Affonço hat die gesamte Zeit, in der die Roten Khmer Kambodscha tyrannisierten, in Vernichtungs-Lagern ums Überleben gekämpft, und dennoch findet sie kaum ein Wort der Anklage.

Die Schilderung ihres schier unbeschreiblichen Elends ist von beinahe schon fatalistischem Gleichmut geprägt; es scheint ihr nur darum gegangen zu sein, irgendwie dem Hunger, dem permanenten Hunger zu entkommen. Die ganze Schrift handelt fast ausschließlich von diesem aussichtslos erscheinenden Kampf zu überleben, um fast jeden Preis. »Der Hunger ist eine grausame und heimtückische körperliche und seelische Qual, die jeden Begriff von Stolz und Hygiene vernichtet und den Menschen zum Tier macht.« Es gab kaum etwas Nahrhaftes zu essen; selbst Reis sowie das Gemüse und die Früchte der Felder wurden elend knapp zugeteilt. Um dem Verhungern zu entkommen, »ernährten« sich die Verschleppten von allem was da krebte und fleuchte: von wildwachsenden Kräutern, von Heuschrecken und Termiten, von kleinen Fischen und Muscheln, von Schaben und Skorpionen und wenn das Glück hold war, auch einmal von einem Frosch oder einer Ratte; sie hat sich sogar mit Hunden und Schweinen um die Essensabfälle der Aufseher geschlagen.

Von Politik ist so gut wie nicht die Rede. Und dennoch hatte ihr Überlebens-Kampf letztlich das Ziel, anzuklagen. »Bleibe am Leben, um all diese Scheußlichkeiten zu bezeugen. Die Welt muss erfahren, was hier vor sich geht«, nimmt sie sich vor, und erreicht beides. Sie überlebt, auch wenn auf 30 Kilo abgemagert nur noch ganz knapp, und wird zu einer wichtigen Zeugin. In einem von den vietnamesischen Befreiern veranstalteten Tribunal gegen die sich Khmer Rouge nennenden Desperados, schildert sie den Genozid am kambodschanischen Volk durch Kambodschaner aus der Sicht der gerade noch Davongekommenen. Die Anführer dieses Bürgerkrieges, Pol Pot und Ieng Sary, deren Namen zum Synonym vorbildlosen politischen Irrsinns wurden, sind daraufhin in Abwesenheit zum Tod verurteilt worden.

Kambodscha hat der Welt ein kulturelles Erbe von unschätzbarem Wert geschenkt: die über 1000 Jahre alten Tempel-Anlagen von Angkor. Aber selbst vor diesen nicht nur architektonischen Schätzen haben die von Pol Pot und seinen Anhängern verbreiteten Ideologien nicht Halt ge-

macht. Eigentlich machte die von den Roten Khmer propagierte Idee einer nationalistischen Agrar-Genossenschaft – so könnte man dieses abstruse Konzept vielleicht charakterisieren – vor nichts Halt. Das Regime bemühte sich vielmehr, alle bisher geltenden Regeln, Strukturen, Hierarchien und Institutionen, also die gesamte überkommene Ordnung zu zerstören. Dem Volk der Khmer sollte jegliche Form tradierter Kultur wie auch dekadenter Moderne ausgetrieben werden. Deren Stelle sollte das einfache, autonome Leben einer bäuerlichen Gemeinschaft einnehmen, ohne Geld, Religion und Bildung, ohne große Städte und eben auch ohne alles Fremde. Dazu war eine radikale und brutale Umstrukturierung der Gesellschaft nötig, der rund ein Viertel der Bevölkerung zum Opfer fiel – ungefähr 2 Millionen Menschen.

Die Roten Khmer nahmen Phnom Penh am 17. 4. 1975 ein, nachdem sie schon vorher immer größere Teile des Landes erobert hatten. Am 7. 1. 1979 haben vietnamesische Truppen Phnom Penh erreicht, ein Besatzungs-Regime errichtet und die Roten Khmer in den Norden des Landes vertrieben. Für die Autorin bedeuteten diese vier Jahre Vertreibung, Verschleppung, Arbeit und Leid, vor allem aber Hunger, beständigen Hunger. Es verwundert daher nicht, dass der größte Teil ihrer Erzählung vom Überleben handelt, das vor allem durch fehlende Nahrung gefährdet war. Sehr viel mehr gab es auch nicht zu berichten, noch nicht einmal von besonderen Grausamkeiten ihrer Aufpasser. Die waren aber auch nicht nötig, der Alltag war brutal genug. Die schon kurz nach dem Einmarsch der Roten Khmer aus der Hauptstadt Phnom Penh Vertriebenen hatten sich auf einen strapaziösen, Kraft raubende und Mut brechenden Marsch zu machen, bei dem sie quer durchs Land, von einem Arbeits-Lager ins nächste getrieben wurden. Diese Lager waren vornehmlich Plätze um ein Wasserloch irgendwo im Dschungel, die zunächst gerodet werden mussten, um darauf kampieren, wenigstens das Moskitonetz befestigen zu können – das letzte was von ihrem Besitz nicht konfisziert worden war. Alles Sonstige fehlte; es gab weder ein Dach über dem Kopf noch eine Kochgelegenheit, und es gab keinerlei sanitären Einrichtungen – für alle Bedürfnisse musste die Wasserstelle erhalten. An medizinische Versorgung war nicht zu denken, trotz der zermürbenden Lebensbedingungen im subtropischen Dschungel.

Dafür war Fronarbeit zu leisten, tagtäglich, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, pausenlos. Sinnlose Arbeit, die eigentlich nur den Zweck hatte, Leben durch Arbeit zu vernichten.

Die Schrift ist auf merkwürdige Weise anrührend. Denis Affonço hadert zwar mit dem Schicksal, das ihr und ihrer ganzen Familie widerfuhr, aber sie klagt nicht wirklich an, nimmt ihre Leiden vielmehr fast stoisch hin. Der gesamte Text ist sehr unaufgeregt abgefasst, ohne Übertreibung oder Dramatisierung. Er zeugt von einem unglaublichen Lebenswillen, der selbst angesichts der erlebten Hoffnungslosigkeit nicht erlischt, und nur manchmal mischt sich leise Trauer darunter. In einfacher Sprache geschrieben, vermittelt er eine Unmittelbarkeit und Authentizität, die ihr wohl nicht gelungen wäre, wenn sie eine politische Analyse versucht hätte. Doch auch so kann man erfolgreich ein »politisches« Buch verfassen! Dazu trägt auch die kundige Übersetzung bei. Auf das misslungene Nachwort des selbsternannten Experten D. Chandler zu verzichten, brächte keinen Nachteil.

Übrigens hat in diesen Wochen nun endlich ein Völkermord-Tribunal Verhandlungen aufgenommen, um den inzwischen 30 Jahre zurückliegenden Genozid am kambodschanischen Volk aufzuarbeiten.

Bernad M. Malunat

Tobias BEVC (Hg.): Computerspiele und Politik. Zur Konstruktion von Politik und Gesellschaft in Computerspielen, Reihe: Studien zur visuellen Politik, Bd. 5, Münster 2007, LIT-Verlag, 256 S., brosch., 24,90 EUR.

Der Titel verspricht viel, der Untertitel noch mehr. Doch wer diesem Band Ertrag entnehmen will, der muss zunächst über nicht wenige Mängel hinwegzusehen bereit sein. Zahlreiche Rechtschreib- und Satzfehler, unprofessionelle Formatierungen und schlecht lesbare Graphiken zeugen von einer nachlässigen Schlussredaktion. Einige Beiträge – nicht zuletzt die des Herausgebers – wirken in Sprache und Stil recht unbeholfen. Der Band ist hervorgegangen aus einem im Oktober 2006 an der TU München veranstalteten Workshop. Die offenbar erst im Nachhinein vorgenommene systematische Zusammenfassung und Reihung der abgedruckten Texte erscheint bemüht, ein Register und wenig-

tens der Versuch einer Auswertung der vorgelegten Ergebnisse hätten der Qualität des Buches nicht geschadet. Und nicht zuletzt: Die vom Herausgeber vorangestellte und wohl ebenfalls erst nachträglich formulierte »Forschungsagenda« ist nicht viel mehr als eine allgemeine Problem- und Fragensammlung, die in den nachfolgenden Aufsätzen keine weitere Beachtung findet. Ganz im Gegenteil. Der Herausgeber selbst erlaubt sich den mutigen Hinweis, seine eigenen Analysen entsprächen »noch nicht« den gemachten Vorgaben (S. 38).

Nun aber zum Inhalt: In einem ersten Zugriff auf das gestellte Thema bietet Tobias Bevc (S. 25-54) zunächst ein wenig Empirie zur Nutzung von Computerspielen, skizziert den Streit zwischen Narratologen und Ludologen und erläutert die gebräuchlichen Kategorisierungen von Spielen und Spielern. Anschließend zeigt er am ausgewählten Beispiel die Konstruktion von Politik und Gesellschaft in Computerspielen und formuliert eine vorläufige Kritik. Julian Kücklich (S. 55-75) deutet Computerspiele als neue Form des sozialen Kommentars. Die virtuelle Gesellschaft könne als Modell der Gesellschaft des 21. Jahrhunderts verstanden werden. Damit habe das Online-Rollenspiel in Teilen die Funktion von Literatur und Film übernommen. Die Beiträge von Alexander Weiß (S. 77-97) und Holger Zapf (S. 99-113), erweisen sich in politiktheoretischer Hinsicht als erhellend. Weiß interpretiert das Strategiespiel *Civilization* als Spielversion des machiavellischen *Fürsten*. Wahrheit und Nicht-Wahrheit spielen keine Rolle, es zählt allein der Erfolg. Die implizit transportierte politische Ethik ist konsequenzialistisch am »high score« ausgerichtet, wobei dieser nicht mit einer leitenden Idee des Guten oder des Glücks unterfüttert wird. Ist Politik auf diese Weise rein funktional verstanden und erlernt, so bleibt das Handeln in der sogenannten »Realität« richtungs- und orientierungslos – hier fehlt der »high score«. Holger Zapf verweist auf den in seiner kompromisslosen Funktionalität faschistoiden Kommunikationsmodus von Videospielen. Die visuelle Kommunikation im Medium Videospiel eröffnet allzu leicht die Utopie einer stets handlungsfähigen Politik, die nicht auf Interpretation angewiesen und ihre Funktion jederzeit zu erfüllen in der Lage ist.

Informativ – aber auch kaum mehr als dies – sind die Darstellungen von Michael Nagenborg

(S. 117-139) zum japanischen Role Playing Game *Arc – Twilight of the Spirits* und von Stefan Wesener (S. 141-164) zur Verarbeitung historischer Inhalte in *Rome: Total War*. Stefan Selke (S. 167-191) rekonstruiert die Entwicklung des von Studierenden an der Hochschule Furtwangen programmierten Spiels *MyTown* und demonstriert dabei eindrücklich die latente Überforderung der Entwickler. Zum einen erscheint bereits auf der Ebene des Konzeptes der Versuch höchst fragwürdig, komplexe soziale Interaktionen in einfache Entscheidungsmodelle zu überführen. Zum anderen zeigt sich auf der Ebene der technischen Umsetzung, wie unzureichend sich reale gesellschaftliche durch algorithmische Prozesse simulieren lassen. Volker Hafner und Peter Merschitz (193-218) wissen mit ihrem nachdrücklichen Plädoyer für eine frühzeitige Kompetenzbildung im Gebrauch virtueller Konstrukte und virtueller Kommunikation zu überzeugen. Als hilfreich erweise sich hier ein systemtheoretisch-konstruktivistischer Ansatz, da mit diesem offene Kommunikationssysteme erklärt werden könnten und Grenzüberschreitungen zwischen Virtualität und Realität nicht als Paradoxie beschrieben werden müssten. Der Band schließt mit einer inhaltlich abseitigen, aber nicht uninteressanten Untersuchung Jörg Müller-Lietzkows (S. 221-247) zur derzeitigen und künftigen gesellschaftlichen Rolle des »eSport«.

Was nach der Lektüre des Buches neben den angedeuteten Einsichten vor allem bleibt, sind Fragen grundsätzlicher Natur. Zunächst lässt sich nur selten eine politiktheoretische Gründung und Relevanz der Beiträge entdecken. Überdies wird in weiten Teilen auf jede empirische Abstützung verzichtet. Kaum eine der hier vor allem von (männlichen) Nachwuchswissenschaftlern präsentierten Thesen ist in der Lage, den Raum der bloßen Vermutung oder Behauptung zu verlassen. Es drängt sich der Gedanke auf, als verberge sich hinter den ausgesprochenen Verallgemeinerungen nicht selten die individuelle (Spiel-)Erfahrung, der individuelle Eindruck des jeweiligen Autors. Die theoretischen wie empirischen Unzulänglichkeiten wiegen besonders schwer angesichts der in allen Beiträgen mitschwingenden, mehr oder weniger deutlich ausgesprochenen pädagogischen Absicht. An keiner Stelle wird allgemein und halbwegs gut begründet geklärt, zu was der computerspielende Bürger durch das Spiel eigentlich bewegt werden soll. Welche Bilder von Politik und Gesellschaft,

welche Konfliktlösungsstrategien, welche „Werte“ sollen vermittelt werden – und warum? Wirkt das Medium Computerspiel überhaupt politisch bildend und gesellschaftlich integrierend? Wenn ja, in welcher Weise? Eine orientierende Analyse der einschlägigen Medienwirkungsforschung fehlt.

Die Kritik lässt sich noch fundamentaler fassen. Zum einen gehen die Texte über die erkenntnistheoretische Debatte zur Konstruktion und Interpretation von Wirklichkeit überhaupt – damit also auch von Politik und Gesellschaft – insgesamt recht achtlos hinweg. Das theoretische Handwerkszeug, ohne das die (Re-)Konstruktion von Wirklichkeit im Spiel und deren mögliche Rückwirkung auf die (konstruierte) Wirklichkeit gar nicht angemessen ausgedeutet werden kann, wird also noch nicht einmal ergriffen, geschweige denn gebraucht. Zum anderen scheinen fast alle Autoren mehr oder weniger bewusst eine recht naive Trennung von nicht-materieller Virtualität und materieller Realität vorauszusetzen. Vor dem Hintergrund der traditionellen Geist-Leib-Debatte, die sich angesichts einer virtuellen Realität vor ganz neue Herausforderungen gestellt sieht, ist dies jedoch geradezu fahrlässig. Ist es nicht so, dass die computer-generierte Virtualität nichts anderes ist als handfeste Materie – und insofern Realität? Vielleicht ist sie sogar weitaus realer, als die reale Realität? Was wäre uns damit über die Unterscheidung von Fiktion und Wirklichkeit gesagt? Müsste diese dann nicht selbst als Konstrukt gedeutet werden – und damit als Fiktion? Wie ließe sich aus dieser Entdeckung heraus aber dann leben, sei es in dieser oder in jener Realität?

Mit dieser Frage – dies sei hier nur weiterführend angedeutet – ist die Schwelle zur Theologie berührt. Würde nun der nächste Schritt getan, oder besser: der Sprung gewagt, so könnte das Computerspiel als im eigentlichen Sinne des Wortes „gnadenlose“ Zuspitzung und Überhöhung wirklicher Wirklichkeit begriffen werden. Entscheiden und Handeln jenseits aller Kausalitäten, Kalkulationen und Sicherheiten, ein verantwortliches Leben jenseits des Gesetzes unserer Existenz scheint hier ausgeschlossen. Manchen Spieler wird dies vielleicht in eine verheißungsvolle Verzweiflung treiben. Andere jedoch – dies ist zu befürchten – werden aus den Prägungen des Spiels heraus in der realen Realität nur umso gnadenloser „funktionieren“.

Fazit: Das Verdienst von Herausgeber und Autoren liegt darin, erstmals im deutschen Sprachraum den Versuch unternommen zu haben, Computerspiele explizit auf ihren politischen Gehalt hin zu analysieren. Dieser Versuch leidet jedoch unübersehbar an einer mangelhaften theoretischen Grundierung und der fehlenden empirischen Absicherung. Die Sache hätte mehr Qualität und Tiefe verdient.

Jochen Bohn

Hans GRASSL: Ökonomisierung der Bildungsproduktion. Zu einer Theorie des konservativen Bildungsstaats, Studien zur politischen Soziologie Bd. 1, hrsg. von A. Arato/H. Brunkhorst/R. Kreide; Nomos, Baden-Baden 2008, 237 Seiten, 34,00 EUR.

Wenn man von Ausnahmen absieht (Manfred Schmidt/Frieder Wolf; Gerd F. Hepp/Paul-Ludwig Weinacht; Kerstin Martens) hat die Politikwissenschaft das Politikfeld Bildungspolitik bisher eher stiefmütterlich behandelt. Dies überrascht umso mehr, weil im Bereich von Schule und Hochschule der Staat in Deutschland immer noch als klassischer Leistungsstaat auftritt und das Grundgesetz das Schulwesen explizit unter staatliche Aufsicht stellt. Nimmt man dazu noch die Tatsache, dass die Fragen der Bildungspolitik seit nunmehr fast zehn Jahren als Fragen der Zukunft der Republik diskutiert werden und dass in diesem Bereich die entscheidende Rolle des deutschen Föderalismus erkennbar wird, so entsteht in der Tat der Eindruck, das Fach habe einen Kernbereich (bundes-) staatlichen Handelns vergessen (Hepp/Weihnacht ZfP 1996/1). Die sich daraus ergebenden politikwissenschaftlichen Forschungslücken vermag die soziologische Habilitationsschrift von Hans Graßl zwar nicht zu schließen, sie muss aber als anregender Beitrag zu einer noch zu führenden politikwissenschaftlichen Fachdiskussion verstanden werden. In dieser Diskussion wird es, wenn dieser Bereich nicht vollkommen anderen Disziplinen überlassen werden soll, um zahlreiche politikpraktische Probleme gehen und zugleich müssen allgemeine Fragen der Transformation staatlichen Handelns mit dem Ziel der Vermittlung beider Perspektiven untersucht werden.

Graßl geht von einer strukturellen Interdependenz von Sozialstaat und Bildungsstaat aus und

diskutiert entlang der Kategorien von Esping-Anderson die grundlegenden Optionen eines liberalen, konservativen und sozialdemokratischen Bildungsregimes. Die liberale Ordnung vertraut auf Bildung als kompensatorischem Instrument im Bezug auf soziale Sicherungssysteme und nimmt erhebliche Asymmetrien in Kauf, weil sie neben einer garantierten Mindestbildung alle weiterführende Bildung dem Spiel von Angebot und Nachfrage und damit dem Markt überlässt. Eine sozialdemokratische Bildungspolitik basiert auf einem starken Steuerstaat, der Bildung als komplementäres Instrument zum Netz sozialer Sicherheit begreift und erhebliche bildungsbezogene Dienstleistungen vorhält. Die konservative Variante des (deutschen) Bildungsstaates, in der Bildung und Sozialhilfe in gewissem Sinn als Alternativen begriffen werden, stellt zwar über öffentliche Mittel Bildung bereit, sorgt dann aber über deren Organisation (Halbtagschule, frühe Selektion, kaum frühkindliche außerfamiliäre Förderung, Studiengebühren) dafür, dass zwar Bildung für alle möglich ist – letztlich aber eben nur innerhalb der jeweiligen Gesellschaftsschicht. So gesehen diente auch die Bildungsexpansion der 60er und 70er Jahre, wenn man von einem schmalen Zeitkorridor absieht, eher der Ausschöpfung der Bildungsreserven der Mittel- und Oberschicht als der Schaffung schichtunabhängiger Chancengleichheit.

Der Verfasser argumentiert, dass der konservative Bildungsstaat, in dem mächtige Interessen an einer Konservierung des Systems arbeiten, durch die Dynamik gesellschaftlicher Entwicklung zunehmend unter Druck gerät und insbesondere die Privatisierung und Ökonomisierung von Bildung auf allen Ebenen die existierenden staatlich gestützten Strukturen problematisch werden lassen. Motoren der Transformation sind verschiedene Formen von individueller Emanzipation. Damit entfalten zunächst durchaus willkommene Entwicklungen erhebliche Kollateraleffekte. Individualisierung führt zu einer Auflösung traditioneller Bindungen aber eben auch Sicherheiten. Je eigenständiger das Individuum wird, desto unsicherer wird auch sein Ort in der Gesellschaft und es ist gezwungen, in sich und seine (Aus-) Bildung zu investieren, um im nunmehr globalisierten Wettbewerb der Arbeitskräfte bestehen zu können. Zugleich führt die steigende Erwerbsquote von Frauen, die als Zeichen zunehmender Unabhängigkeit und im Sinn einer volkswirtschaftlich nötigen Mo-

bilisierung von Ressourcen eher positiv gewertet werden muss, zu einer erheblichen Nachfragesteigerung im Bereich der bildungsbezogenen Dienstleistungen. Wurden diese in der klassischen Variante des Bildungsstaats familiennah erbracht und dann staatlich subventioniert (Ehegattensplitting, Kindergeld, Freibeträge usw.) funktioniert der typische deutsche »Selbstbedienungsstaat«, in dem über begrenzte Geldleistungen in einer Art Heimarbeit (mit Lernsoftware usw.) die Defizite der Halbtagschule zumindest in der Mittelschicht kompensiert wurden, nicht mehr ausreichend. Die Mechanismen, die nun das bildungsstaatliche Gleichgewicht der Erbringung von Bildungsdienstleistungen im magischen Viereck von privater Sphäre, Wirtschaft, Staat und Non-Profit-Sektor verschieben, sind Privatisierung und Ökonomisierung. Graßl arbeitet sehr klar heraus, dass die Unschärfe, mit der diese Mechanismen in der derzeitigen Situation diskutiert werden, erhebliche analytische Defizite verursacht. So kann der Begriff der Ökonomisierung eine Bandbreite an Finanzierungsmodellen abdecken, die beispielsweise von der vollkommenen Marktsteuerung des Angebotes, die mit der unternehmerischen Bereitstellung von Bildung einher geht, bis zu den an ökonomischen Effizienzsteigerungsstrategien orientierten Quasi-Märkten reichen, in denen immer noch staatliche Anbieter nun in eine Konkurrenz um Bildungsteilnehmer und Ergebnisse eintreten. Genau so kann Privatisierung ebenfalls die vollkommene private Bereitstellung von Bildung durch Unternehmen oder aber auch Familien (Home-School-Movement) bedeuten, sie kann aber auch die Trägerschaft von Non-Profit-Unternehmen (z.B. Stiftungsuniversitäten) in den Vordergrund rücken.

Angesichts der dargestellten Tendenzen sieht der Verfasser eine Transformation des bildungspolitischen Leistungsstaates zum Steuerungsstaat in der Bundesrepublik, in dem immer mehr an Bildungsdienstleistungen von immer mehr privaten und halb-privaten Anbietern angeboten werden und zugleich die Privathaushalte vor dem Hintergrund eines sich immer mehr radikalierenden Arbeitsmarktindividualismus, immer mehr an berufstauglichen Bildungsangeboten nachfragen und privat finanzieren. Ohne Frage beschleunigt sich in solch einem Szenario die sozio-ökonomische Differenzierung der Gesellschaft, die letztlich nur durch erhöhte öffentliche Investitionen in früh-

kindliche Bildung und Förderprogramme abgebremst werden kann. Dass dafür angesichts des vom Verfasser in Anschlag gebrachten Machtrésourcen-Ansatzes eigentlich keine wirklich durchschlagenden Interessen in Sicht sind, bleibt eine der offenen Problemstellungen des Textes.

Der vorliegende Band stellt eine bemerkenswert klare Analyse des deutschen Bildungssystems dar. Der Verfasser argumentiert differenziert und vernachlässigt auch Phänomene nicht, die seiner eigenen Argumentation eigentlich im Wege stehen (zunehmende »Verstaatlichung« der beruflichen Bildung). Sieht man von gelegentlichen Wiederholungen ab, handelt es sich um ein sehr lesenswertes Buch für alle, die sich für Bildungspolitik interessieren. Allerdings blendet der soziologische Ansatz Akteure, Institutionen und Policies eher aus, so dass die föderale Dimension im Dunkeln bleibt und die Rolle der politischen Programmatischen kaum erkennbar wird. Das produziert auf der Ebene der Theorie eine zu starke Einheitlichkeitsprojektion, die der faktischen Realität der föderalen Bildungsordnung nicht immer gerecht werden kann. Prozesse der politischen Internationalisierung kommen eher selektiv in den Blick und es stellt sich natürlich die Frage, ob die eher exemplarisch angeführte Empirie die weitreichende These von der Transformation des Leistungsstaates zum Steuerstaat hinreichend deckt.

Wilhelm Hofmann

Michael FUNKEN (Hg.): Über Habermas. Gespräche mit Zeitgenossen; Primus, Darmstadt 2008, 192 Seiten, geb., 24,90 EUR.

Der Philosoph Jürgen Habermas wurde anlässlich seines 80. Geburtstages in unzähligen Artikeln als der weltweit bekannteste deutsche Intellektuelle herausgestellt. Seine einzigartige Rolle in der Geschichte Deutschlands seit den frühen 1960er-Jahren besteht darin, dass er ein herausragendes wissenschaftliches und publizistisches Werk mit einer Wirkung als öffentlicher Erzieher in grundlegenden politischen Angelegenheiten verbinden konnte. Nicht zuletzt aufgrund der bewusstseinsprägenden Relevanz der Erinnerung in Deutschland war als moderner »praeceptor Gemaniae« der Vergangenheitspolitik ein noch größerer Einfluss zu gewinnen als ihn führende Intellektuelle in anderen westlichen Ländern erzielen konnten, etwa

Umberto Eco in Italien, Jacques Derrida in Frankreich oder Richard Rorty in den USA.

Angesichts einiger Biographien zu Habermas sowie diverser Einführungen in sein Werk, aber auch vieler Monographien zu Details seines Œuvres war es nicht leicht, etwas über ihn auf den Buchmarkt zu bringen, was versprach, Aufmerksamkeit hervorzurufen. Michael Funken, TV-Redakteur und promovierter Philosoph, ist das Kunststück gelungen. Er veröffentlichte über den Meistertheoretiker einen Sammelband mit 14 Interviews von (Ex-)Politikern, Wissenschaftlern und Kulturschaffenden, die alle etwas über den Sozialphilosophen zu sagen haben. Dazu kommt noch der einführende Essay des Herausgebers und ein abschließendes Interview mit dem Jubilar selbst. Es finden sich Beiträge von Armin von Bogdandy, Norbert Bolz, Ralf Dahrendorf, Wilhelm K. Essler, Joschka Fischer, Gregor Gysi, Axel Honneth, Wolfgang Huber, Alexander Kluge, Gerd Langguth, Gerhard Roth, Mike Sandbothe, Wolfgang Schäuble und Wolfgang Thierse.

Diese Art der Publikation ist deshalb gut geeignet, eine passable Synopse über Leben und Werk des mittlerweile im neunten Lebensjahrzehnt stehenden Gelehrten zu präsentieren, weil er sich selbst stets ausdrücklich als Generalist und Nichtfachmann verstand. Habermas hatte sich nie auf bestimmte Gebiete spezialisiert, wie andere bedeutende Kollegen auf dem Gebiet der Philosophie, etwa der Idealismus-Experte Dieter Henrich oder der Ethik-Kenner Robert Spaemann, mit denen Habermas keine Debatte scheute. Diese relative thematische Offenheit ist einer der Gründe für die enorme Spannweite des Habermas'schen Werkes, die auch in den letzten Jahren immer wieder deutlich wurde. Verstärkt wendete er sich seit 2000 neuen Feldern zu, etwa Fragen bezüglich der Religion, aber auch bioethischen Kontroversen sowie der Problematik der Willensfreiheit.

Funken trug dieser Anlage Rechnung und versammelte unterschiedliche Fachleute, die Einlassungen des ungemein breit Gebildeten aus Sicht ihrer eigenen Fachdisziplin kritisch würdigen. So geht von Bogdandy auf den Einfluss des Sozialphilosophen auf die Rechtsphilosophie ein, Roth, was nahe liegt, auf dessen Äußerungen auf dem Gebiet der Neurophysiologie oder Bischof Huber auf die Verbindungen eines maßgeblich von der Frankfurter Schule Geprägten mit der protestan-

tischen Tradition, die bei einem »religiös Unmusikalischen« lediglich indirekt nachweisbar sind.

Dass die vorliegenden Gespräche von unterschiedlicher Güte sind, mutet wie ein Gemeinplatz an. Bei manchen Zeitgenossen fällt dies mehr, bei anderen weniger auf. Essler, trotz gegenteiliger Bekundungen ein Altlinker reinsten Wassers, nutzt sein Statement über den älteren Kollegen zu einer propagandistischen Rede, wobei der frühere Rektor der Münchner Universität, Nikolaus Lobkowicz, umstandslos als »reaktionär« betitelt – und obendrein falsch geschrieben wird (»Lobkowicz«). Kaum erstaunt in diesem Rahmen, dass Essler Heidegger schlicht als »Nazi-Philosoph« bezeichnet – unabhängig von dessen Distanzierung vom Nationalsozialismus in den Jahren nach 1933. Am anderen Ende der Qualitätsskala ist der Beitrag von Norbert Bolz einzuordnen. Der Kommunikations- und Medientheoretiker, an Niklas Luhmann geschult, weist die Ansprüche von Habermas' universalistisch-moralistischem Philosophie zurück, die paradoxerweise stets auf das Zauberwort »kontrafaktisch« zurückgreifen müsse, um einen Bezug zur Wirklichkeit herzustellen. Im übrigen spricht Bolz aus, was viele nur hinter vorgehaltener Hand sagen: Der Nachfolger auf dem Lehrstuhl Horkheimers ist nicht nur kein guter Redner, was mit seiner Gaumenspalte zusammenhängt, sondern ebenso wenig ein guter Stilist. Modernität hat nach Meinung Bolz' mehr mit Dissens als mit Konsens zu tun. Zustimmungsfähig ist auch seine These, Habermas habe sich als »Erzieher der Deutschen«, was wohl den Ausdruck »Umerziehung« vermeiden sollte, einen bedeutenderen Ruf erworben denn als Universitätsprofessor, der immer im Schatten des »Zeit«-Publizisten stand.

Michael Funken gibt einen Überblick über Leben und Werk Habermas'. In der Tat lässt sich eine Veränderung seines öffentlichen Ansehens vom »Außenseiter zum herausragenden Intellektuellen« beobachten. Nicht zuletzt in Folge der »Linkswende« seit den späten 1960er-Jahren ist der »herrschaftsfreie Diskurs« längst kein Artikulationsmedium von Minderheiten mehr, sondern ein Instrument zur Durchsetzung der eigenen hegemonialen Vorstellungen. Aus der Umgebung von Hans-Ulrich Wehler, der seinen Freund Habermas im Historikerstreit maßgeblich unterstützte, ist längst bekannt, dass es sich bei der Großkontroverse um eine rein politische Inszenierung handelte, die ausschließlich gegen die

Kanzlerschaft von Helmut Kohl gerichtet war. Die These Noltes vom kausalen Nexus zwischen »Auschwitz« und »Archipel Gulag« mag überspitzt gewesen sein, neuere Arbeiten, etwa von Bogdan Musial oder Ralf G. Reuth, bestätigen in anderen Zusammenhängen jedoch entsprechende Wechselwirkungen. In Funkens etwas oberflächlich wirkendem Text werden solche Hintergründe ausgeblendet. Der Verfasser erwähnt lediglich die Isolierung Ernst Noltes in Folge dieser Debatte. Außerdem hätte man die Hauptwerke des Jubilars, etwa die »Theorie des kommunikativen Handelns«, aussagekräftiger und konziser zusammenfassen können.

Auch die Stellungnahmen der (Ex-)Politiker sind differenziert zu beurteilen. Joschka Fischer formuliert mehr eine Hommage auf die angebliche »Gründungsfigur des demokratischen Deutschland« als eine unterscheidende Bewertung. Ausgerechnet Habermas, dessen äußerst gespaltenes Verhältnis zur Nation bekannt ist, soll für »unser Land geworben« haben. Da ist das Urteil von Lord Dahrendorf, der sich als »Freund und Kontrahent« des Jubilars bezeichnet, realistischer, wenn er den Grund für die Europabegeisterung des Diskurstheoretikers in dessen Widerwillen gegen die Nation sieht. Dahrendorf betonte hingegen stets den Zusammenhang von Demokratie und Nationalstaat, der auch in der Gegenwart noch aktuell ist, wenn man die Strukturen der EU genauer untersucht. Auch der Beitrag von Gysi ist eher als Plädoyer für einen neuen Sozialismus zu lesen, als dass er Aufschlussreiches über den Erben der Frankfurter Schule böte.

Insgesamt hat der Sammelband als Überblick über einzelne Aspekte des Habermas'schen Werkes sicherlich seine Verdienste. So trägt er, um nur ein Beispiel zu nennen, zur Zertrümmerung einiger Mythen bei. Im abschließenden Beitrag, in dem der Meister selbst zu Wort kommt, betont er, er sei »alt«, aber »nicht fromm geworden« – eine Aussage, die groteske Überspitzungen (seitens etlicher Interpreten) mancher seiner Äußerungen zur Religion zurechtrückt. Liest man dazu seine originalen Texte genauer, so wird das ohnehin deutlich. Überblickt man die Auswahl der einzelnen Interviewpartner in dem Sammelband, so wäre es gewiss besser und für die Leser interessanter gewesen, der Herausgeber hätte hochkarätigere Habermas-Kritiker präsentiert. Warum nicht Ernst Nolte, der dem brillanten intellektuellen Gegner im-

mer eine faire Behandlung hat zukommen lassen, etwa in seiner Studie über »Geschichtsdenken im 20. Jahrhundert«? Warum nicht Hermann Lübke, den Neokonservativen, dessen intellektuelle Kontroversen mit dem Frankfurter Denker in den 1970er- und 1980er-Jahren zum Besten gehören, was die bundesrepublikanische Ideen- und Streitgeschichte zu bieten hat? Warum nicht Günter Rohrmoser, den christlichen Kritiker der Kulturrevolution, der zum Zeitpunkt der Abfassung des Bandes noch lebte oder Peter Sloterdijk, dessen Auffassungen über Anthropotechniken ihm eine »Starnberger Fatwa« einbrachte? Alle diese Einwände sollen aber nicht vom Studium der »Gespräche mit Zeitgenossen« abhalten.

Felix Dirsch

Simone LADWIG-WINTERS: Ernst Fraenkel. Ein politisches Leben; Campus, Frankfurt/M. 2009, 447 Seiten, kart., 34,90 EUR.

Ernst Fraenkel (1898-1975) gehört zu den Gründungsvätern der Politikwissenschaft in Deutschland. Mit seiner Lehrtätigkeit an der FU Berlin spielte er als Professor eine bedeutende Rolle, mit seiner Neo-Pluralismustheorie bereicherte er die Gesellschaftsanalyse um einen wichtigen Ansatz. Darüber hinaus legte er mit dem Verweis auf die Gleichzeitigkeit von Elementen des Maßnahmen- und Normenstaates im »Dritten Reich« schon früh eine bemerkenswerte Analyse zur Herrschaftspraxis im Nationalsozialismus vor. Und schließlich gehörte Fraenkel auch zu jenen Intellektuellen, die sich von einem klassenkämpferischen Sozialisten in der Weimarer Republik zu einem pluralistischen Demokraten in der Bundesrepublik Deutschland entwickelten. Trotz dieser zahlreichen Gründe blieb das öffentliche wie wissenschaftliche Interesse für ihn relativ gering. Erst jetzt liegt eine umfangreiche Biographie vor, welche von der promovierten Politologin Simone Ladwig-Winters unter dem Titel Ernst Fraenkel. Ein politisches Leben vorgelegt wurde.

Die Autorin will darin zeigen, wie »sein Leben mit der allgemeinen politischen Entwicklung im 20. Jahrhundert verflochten war und inwiefern er die Impulse, die er empfangen aufgreifen und für sich adaptieren konnte und musste« (S. 8). Hierzu wählte sie eine traditionelle historisch-chronologische Darstellungsform, gliedern sich die sieben

Kapitel des Buches doch in folgende Teile: »Vom Schulkind zum Revolutionär 1898-1919«, »Aufbruch ins politische Leben – die Weimarer Zeit 1919-1932«, »Fraenkel im nationalsozialistischen Deutschland 1933-1938«, »Emigrant oder Immigrant? USA 1938-1945«, »Als Amerikaner nach Korea 1946-1950«, »Ernst Fraenkel in der Bundesrepublik 1951-1961« und »Bewegte sechziger Jahre und das Ende eines überzeugten Demokraten 1961-1975«. Ladwig-Winters konnte dazu den Publikationen Fraenkels seinen umfangreichen Nachlass, aber auch den seiner Schwester und einiger Kollegen auswerten. Darüber hinaus stützte sie sich für die Spätphase auch auf eine Reihe von Interviews mit Zeitzeugen.

Mit dieser Biographie liegt erstmals eine faktenreiche und informative Lebensbeschreibung Fraenkels vor. Hiermit leistete die Autorin Pionierarbeit und in dieser Hinsicht kann man ihr Werk kaum zu wenig loben. Gleichwohl verdient es auch kritische Anmerkungen, vor allem wenn man mehr als eine reine Beschreibung von Lebensstationen erwartet. Zwar schildert Ladwig-Winters Fraenkels Biographie im Kontext der politischen Entwicklung des 20. Jahrhunderts, aber analytisch interessante Aspekte erörtert sie nicht näher. So bleiben gerade die Gründe für die politischen Brüche und Entwicklungen bei Fraenkel diffus. Seine Hinwendung zur politischen Linken in der Weimarer Republik wird lediglich über die Teilnahme an einem »separaten Debattenzirkel« (S. 47) erklärt, welcher dann auf der nächsten Seite als »sozialistische Studentengruppe« (S. 48) firmiert. Die selbstgestellte Frage »Marxist oder Sozialist?« (S. 71) über die politische Position Fraenkels während der Weimarer Republik wird auf Basis seiner Publikationen weder klar beantwortet noch näher diskutiert.

Für die Zeit in den USA konstatiert die Autorin zutreffend einen politischen Wandel, entwickelte sich Fraenkel doch zu einem begeisterten Anhänger des politischen Systems der USA. Kann dies aber tatsächlich primär auf seine überaus positive Wahrnehmung des seinerzeitigen Präsidenten zurückgeführt werden: »Fraenkel war geprägt worden, weit über Roosevelts Lebenszeit hinaus, der es vermocht hatte, ihn von der Strahlkraft der amerikanischen Gesellschaft mit ihrem Zusammenspiel von kapitalistischer Wirtschaftsordnung und demokratischem Rechtssystem zu überzeugen« (S. 198)? Auch wäre hier und da ein stärkeres Ein-

gehen auf Fraenkels politische und wissenschaftliche Positionen wünschenswert gewesen, etwa bei seiner Kritik am identitären Demokratieverständnis der Achtundsechziger. Gegen Ende vermisst man dann auch eine bilanzierende Würdigung von Fraenkels Person. Trotz dieser notwendigen Einwände verdient die Biographie aufgrund ihres Faktenreichtums gleichwohl Interesse.

Armin Pfabl-Traugber

Peter Cornelius MAYER-TASCH: Mitte und Maß. Leitbild des Humanismus von den Ursprüngen bis zur Gegenwart, 372 S., Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2006; 372 Seiten, 69,00 EUR.

Peter Cornelius Mayer-Tasch legt eine über Jahrzehnte erarbeitete, »zwangsläufig individuell gefärbte« (127) Kulturgeschichte des Abendlandes vor, die bis in unsere Tage reicht. »Kultur« umfasst hier Gesellschaft, Politik und Wirtschaft ebenso wie Philosophie, Religion und Theologie, Recht, Literatur und Künste, um es bei diesen Beispielen bewenden zu lassen. Selber spricht er wiederholt von »politischer Anthropologie« (295 u. ö.). Diese liefert er, gewiss; der Ausdruck »Kulturgeschichte« dürfte der Vielfalt, dem geistigen Anspruch und den kulturkritischen Aspekten seines Werkes (vgl. z.B. 219-223) eher entsprechen.

Generelles Thema ist die Art und Weise, in der Menschen im Westen über ihr »Verhältnis zu Gott und (die) Welt« nachdachten und sinnen und wie sie ihre Einsichten praktisch werden lassen. Die *Methode* wird bestimmt durch die Wahl der hermeneutischen These, dass seit der Antike Mitte und Maß als Leitvorstellung die jeweilige Suche nach dem, was Menschen angemessen ist, bestimmen. Damit ist der Boden bereitet für eine Darstellung, die Beschreibung und Deutung immer zugleich mit normativer Analyse und Kritik verbindet. Die Stellungnahmen ergeben sich zwingend aus dem Umstand, dass Humanismus als das Nachdenken über Mensch und Menschlichkeit stets nach der »normative[n] Essenz des Humanen« fragt (11). Sie erzielen pädagogischen Gewinn: Indem Ereignisse klar und deutlich bewertet werden, sieht sich der Leser zur Auseinandersetzung mit ebenso strengen und nachvollziehbaren Argumenten veranlasst – vorausgesetzt, er stellt sich den Ansprüchen von Moralität und wissen-

schaftlicher Kritik. – Dass die Grundlagen zumeist nur »in idealtypischer Verkürzung und ... individuell gefärbter ... Akzentuierung zu Papier gebracht werden«, ergibt sich aus der Menge des zu bewältigenden Materials. Es kommt zu »Glättungen«. Was im Kontext von »Humanismus und Renaissance als kulturphilosophische Epoche« explizit bedacht wird (125-127), gilt *mutatis mutandis* für das ganze Werk. Im Übrigen gibt der Autor den sachlichen, systematischen und zuweilen assoziativen Zusammenhängen grösseres Gewicht als der strengen Chronologie, auch wenn er natürlich im Ganzen den zeitlichen Ablauf respektiert.

Der *Begriff des Humanismus* nimmt im Laufe der Geschichte vielerlei Gestalten an. Eine vergleichende und explizit normativ orientierte Studie ist indes darauf angewiesen, auf eine sich in der Zeit durchhaltende Kernbedeutung zurückgreifen zu können. »Der Versuch, den Kern eines transepochal verstandenen Humanismus-Begriffes freizulegen, ist das Anliegen des ganzen Buches.« (125) Humanismus ist denn immer auf das »Menschengemässe« (12), auf »die Idee der (rechten) Mitte und des (rechten) Maßes« (271) als »Schicksalsort des Menschen« ausgerichtet (12). Dieser Fokus einer unwandelbaren normativen Grundhaltung (271) liefert das stabile Kriterium, welches erlaubt, die geschichtlichen Ausprägungen des Humanismus normativ zu analysieren. Formal betrachtet, hat Humanismus »die unter den jeweiligen Blickwinkeln und Zeitumständen bestmögliche Form des Menschseins im Auge«; er ist nicht statisch, vielmehr Prozess. – Diese knappe Kennzeichnung trägt alle weiteren Präsentationen und Reflexionen.

Eine Inhaltsangabe zu einer Schrift, welche die abendländische Kulturgeschichte von der Zeit der griechischen Antike bis in unsere Tage auf knapp 300 Textseiten Revue passieren lässt, muss sich auf wenige Hinweise beschränken. Hier zuerst ein Überblick: Nach dem Humanismus der Antike wird der Christliche Humanismus besprochen, der übergeht in die Erörterung von Humanismus und Renaissance als kulturhistorische Epoche. Diskutiert werden darauf die Humanismen vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Ein Epilog rundet die Reise durch Verästelungen und Verbindungen mit dem Blick auf neu wünschbare Horizonte ab. In der Gestalt einer treffsicheren Kulturkritik wendet er die aus der Kulturgeschichte

gewonnenen Einsichten auf die heutige Situation insbesondere der abendländischen Menschheit an.

«Der Humanismus der Antike» vergegenwärtigt das Nachdenken über Mensch und Menschlichkeit in Philosophie und Dichtung Griechenlands, dann seine wechselhafte Entfaltung in der »römischen Humanitas«. »Der christliche Humanismus« setzt mit einer Vorahnung des Pontius Pilatus ein, um nach Ausmessen des »Spannungsfeldes von Hierarchie und Gnosis« in Augustinus einen neuen Anfang zu finden. Dieser entfaltet sich u. a. über Boethius und Cassiodor zum Weg der »Künder und Gründer«, exemplarisch bei Benedikt von Nursia, um in einen nächsten Neubeginn während der Karolingischen und Ottonischen Renaissance zu münden. »Der Homo viator zwischen Scholastik und Mystik« markiert »Höhepunkt und Umbruch« – Umbruch als Wechsel zur Leitvorstellung des *homo faber*, dem Kennzeichen der »kulturhistorischen Epoche« von »Humanismus und Renaissance«. Die Schilderung der »Ausgangsposition«, darin die für das ganze Werk relevanten »Vorbemerkungen zur Begrifflichkeit«, verdienen aus hermeneutischer und methodischer Warte besondere Aufmerksamkeit (125-133). Als folgenreichstes Charakteristikum der »Schöpferfreude« der Epoche gilt dem Autor »Die Wiedergeburt des Staates« (143-163). Klar unterschieden wird der Aspekt der Strukturgestaltung (u. a. Machiavelli und Bodin) von jenem der materialen Zielfindung (Morus, Bacon, Campanella) in der Konkretisierung der neuen Staatsidee. Noch aber blieg das Verständnis von Staat und Souveränität elitär (153 ff.), auch wenn die gemischte Verfassung, in der die Gewaltenteilung (samt Widerstandsrecht) gesichert wird, gepriesen (156-159) und auch der Gedanke der Sozialstaatlichkeit als Beitrag zum »Staat als Kunstwerk« gewürdigt wurden (161-163).

In »Humanismus und Humanismen vom 17.-20. Jahrhundert« kommen die Grundgedanken, aber auch die Gefahren der historischen Aufklärung zur Sprache. Der Blick fällt auf die Inhumanität der dem Humanismus verschriebenen Revolutionen, dann auf »Humanität« als Schlüsselbegriff der konstruktiven Auseinandersetzung mit den Entgleisungen. Oberhand gewinnt die Einsicht, dass Humanität sich nur verwirklicht in der auf Mitte und Maß ausgerichteten »Wechseldynamik von Anspruch und Pflicht« (176). Illustriert wird die Ambivalenz des Humanitätsideals, das sich

vom an der Machbarkeit orientierten Fortschrittsglauben der Aufklärung »über das idealistisch-klassizistische Innehalten in Mitte und Maß« zur romantischen, von Gefühl, Geschichte und ganzheitlichem Vorstellen geprägten Reaktion wandelt. – Im 19. Jahrhundert driften die Auffassungen über das Menschengemässe auseinander. Des Autors Einfühlungsvermögen wie Ironie prägen eine Kurzgeschichte des Liberalismus; sie zeigt, wie Liberalismus und Humanismus sich ebenso vertragen wie widersprechen können (191). – Die Diskussion des »Marxismus als Humanismus« verdeutlicht, wie auch für Marx und seine Epigonen das Motiv des Humanismus Maßgebend war. Doch ebenso stellt sie das Verhängnis einer dialektisch-materialistischen Reduktion des Menschseins ins Licht – im Maßlosen Umschlag in neue Unmenschlichkeit. – Interne und externe Widersprüchlichkeit kennzeichnen die anarchistischen Bewegungen, deren humanistischer Antrieb fehlt freilich nirgends. Hilfreich bei der Analyse ist des Autors Unterscheidung von materialistischen und spiritualistischen Anarchisten. Ihre Impulse zum Hinterfragen der soziopolitischen *conditio humana* gelten ihm als »nicht mehr wegzudenken vom humanistischen Königsweg des Ringens um Mitte und Maß« (206). – Eine Skizze zu den Vor- und Frühsozialisten leitet über zu den pragmatischen Reformsozialisten. Die Revolution von 1848 und die Integrationsfigur Ferdinand Lassalle verhalfen diesem Sozialismus »zur geschichtsmächtigen Grösse« (211). Ein wichtiger Schritt gelingt dem aus der christlichen Soziallehre entstandenen Solidarismus. Auch in dieser Bewegung, so der Autor, entwickelten sich Mitte und Maß wiederum »zu geschichtsmächtigen Grössen« (219). – Der Abschnitt »Mensch und Übermenschlichkeit« widmet sich dem 19. Jahrhundert als der Epoche der geistig reifenden und sozial wie politisch zunehmend ins Werk gesetzten Aufklärung – einer Zeit der Überheblichkeit und der Dekadenz, aber auch der Visionen und der Kritik. Einprägsame Interpretationen zu Rilke, der »am Menschen vorbei ans Äusserste« kommen will, zu Nietzsches Kulturkritik und Entwurf des Übermenschen, zu Jakob Burckhardts Rezeption der Renaissance illustrieren das »Fin de Siècle als Ab- und Aufgang«, zu dem das Streben nach »Trans- und Metahumanität« (226) gehört. Es ist zugleich die Zeit, in welcher der Grundwert von Mitte und Maß zur Mittelmässigkeit herabsinkt (222), aber auch Weit-

sichtige, Zweifler warnen und drohen und das trendige »Entwicklungs-, Fortschritts- und Aufbruchsmotiv« in die Schranken weisen (224 f.).

Die Frage »Vom ›letzten Menschen‹ zum Gottmenschen?« steht als Titel über dem letzten Teil. »Wenn nicht ein Übermensch, so sollte wenigstens ein neuer Mensch eine neue alte Erde bewohnen«, lautet die *conclusio* der wesentlichen Anliegen und Ziele von Jugendbewegung und Jugendstil (232-239). Die Zwischenkriegszeit brachte manche Initiative zur Praxis eines menschenfreundlichen Humanismus hervor. Friedensbewegungen und Völkerbund sind nur zwei Stichworte. Den Initiativen standen allerdings viele entgegen, denen der Wille zur Mitte als »greisenhafter Wunsch nach Ruhe um jeden Preis« (Oswald Spengler) galt. Rachedurstige Kriegstreiber zerschlugen das Streben nach Mitte und Maß, blind für die Grundhaltung der Ehrfurcht vor dem Leben« (Albert Schweitzer) (239-245). – »Herrenmensch als Übermensch und Unmensch« stellt einen grellen Umkehrspiegel des Verlustes von Mitte und Maß auf: die theoretisch und praktisch katastrophale Perversion der Rassentheorie, speziell im Nationalsozialismus. Teilhabe und Differenz von Nietzsche werden hier sorgfältig herausgearbeitet (245-256).

Um »Die grosse Freiheit und ihr absehbares Ende« geht es im letzten Abschnitt. Von »Zerknirschung und Erbaulichkeit« oder »Vom Nachkriegshumanismus zum globalen ›business as usual‹ » ist zuerst die Rede. Das Wiedererblühen des Naturrechtsdenkens, die hohe Zeit der Existenzphilosophie, dann die allmähliche Verflachung dieser Energien und, auch bei den Nachkriegsgenerationen, die Konzentration auf den »Wirtschaftswettkampf um ein neues gutes Leben« werden aufgegriffen. Allerdings auch das Faktum, dass erst mit dem Aufkommen von Studentenbewegung, Ausserparlamentarischer Opposition und Bürgerrechtsinitiative (60er und 70er Jahre) das wieder erwachte soziale Gewissen das Desinteresse an der Politik ablöste.

Richtete sich bisher der Blick vorab auf die unsere Kultur prägende Vergangenheit, wird jetzt der unserer aktuellen Situation angemessene Humanismus Thema: Als »ökologischer Humanismus«, dann als »spiritueller Humanismus« wendet er sich der Konstruktion einer möglichen menschengemässen Zukunft zu. Dies zu einem Zeitpunkt, da erstmals eine ökologische Krise sich global aus-

wirkt, zu einem »Prozess zwischen Mensch und Erde« geworden ist (266 f.), den der Mensch nur verlieren kann, besinnt er sich nicht wieder auf das Prinzip von Mitte und Maß (wobei hier allerdings offen bleibt, woher das nun kosmologisch verstandene Maß den Menschen zufällt; vgl. 269). Die Erfahrung der fatalen Gefährdung der Menschenwelt ist seit den 70er Jahren verbreitet. Ihr entspricht der Ruf nach einem neuen oder eben *ökologischen Humanismus* (270 f.). Eindrücklich gerät die Schilderung, wie und wann sich dieser Ruf auf den verschiedenen soziokulturellen Ebenen durchsetzt, bei den christlichen Kirchen mittlerweile prägnant und die offiziellen Instanzen herausfordernd. Besprochen werden insbesondere die neue Suche nach »der rechten Maßstäblichkeit im Verhältnis von Mensch und Technik; die Notwendigkeit, in einer »humanen Wirtschaftsordnung« ökonomische und ökologische Rationalität zusammenzuführen; die unerlässliche sozial- und wirtschaftsethische »Umstimmung« zur achtsamen und verantwortungsbewussten Mitweltlichkeit« sowie die entsprechende »Vermittlung von Politik und Recht« (276). Hier wandelt sich der – immer schon mit evaluativen Bemerkungen durchsetzte – Bericht zur dezidiert normativen Analyse mit ihrem Höhepunkt: der Erinnerung daran, dass aus der Bereitschaft, »den ›geordneten Rückzug‹ aus Sackgassen zivilisatorischer Betriebsamkeit anzutreten, auch Befriedigung und Freude wachsen kann« (277). Es ist die »ebenso hektische wie gehässige Fortschrittsdynamik«, die uns die Einsicht des ökologischen Humanismus verschleiert, »dass das überkommene humanistische Leitbild von Mitte und Maß ... auch im Zeichen einer neuen Dimension der Fülle und der Freude gesehen werden kann« (279).

Der Schritt vom ökologischen zum *spirituellen Humanismus*, dessen »unverrückbares Ziel ... die Überwindung der als defizitär erkannten Humanität heutigen Zuschnitts« ist (287), mag Schwierigkeiten bereiten. Immerhin überzeugt die Diagnose, die von der Ökologiebewegung »beflügelte Naturphilosophie« suche »Ansätze zu deiner spirituellen Neubestimmung des Menschen im kosmischen Zusammenhang« (282). Nahe liegt, die Spiritualität des Menschen neu zu begreifen als »Ausdruck seiner Verbundenheit mit aller belebten und unbelebten Natur« (ebd.). Mayer-Tasch steckt den von manchen begangenen Weg mit zahlreichen Hinweisen aus, jenen auf Pierre Teilhard de Char-

din intensiv. Die verschiedenen Bestrebungen fasst er in der geteilten Überzeugung zusammen, wonach mit dem Menschen »auch seine gesamte Um- und Mitwelt« auf dessen Kooperation mit der Evolution angewiesen ist und dass diese »letztlich zu einer substanziellen Weiterentwicklung des gegenwärtigen menschlichen Entwicklungsstandes führen könne und müsse« (286 f.). – Leicht hingegen fällt die Verständigung im letzten Abschnitt, wo gefragt wird, ob »der genetische Humanismus als ›wahrer Humanismus‹ » zu betrachten sei (287-294). Ein entschiedenes Nein ist die Antwort. Denn dieser Humanismus lebt von »der genetischen Selbst-Transzendierung und Fremdmanipulation«. Das Leitbild von Mitte und Maß hat hier auf zwei Herausforderungen zu antworten: Medizinische Fortschritte sind zu begrüßen, doch einzig »unter der Voraussetzung, dass dabei das [Menschen-] Recht auf natürliches Erbgut respektiert wird« (290). Das aber führt zur Frage, »welche Rolle dem Numinosen« im Falle der »Konvergenz von Humanität und Meta-Humanität zukommen soll und kann« (292). Präsentiert werden bedenkenswerte Positionen, die für einen »transzendentalen Humanismus« (Luc Ferry) eintreten, auch weil »die Abwesenheit von Metaphysik und Glaube« ein unheilbares »kulturelles Unbehagen« hervorruft (Leszek Kolakowski; 292). Erst »durch die Verankerung seiner höchsten Werte ausserhalb der Welt« erweise der Mensch »sich wirklich als Mensch« (Luc Ferry). Mayer-Tasch kommentiert: »Eine Reprise des alten Humanismustraumes und ein Memento wider die Welt und die Beliebigkeit des *anything goes*« (293). Freilich: das Leitbild von Mitte und Maß hätte seine Schuldigkeit getan, wenn es »im Vereinigungs- und Verschmelzungs-sog einer höheren Wirklichkeits- und Ganzheitlichkeitsebene aufgegangen wäre« (293 f.). Dem Zweifel an solchem Gelingen setzt er entgegen, was wir schon in Paulus' Brief an die Römer finden: *contra spem in spem* (Röm 4, 18). Wege, eine solche Hoffnung zu hegen, vermitteln, so der Hinweis, Albert Schweitzer, Martin Heidegger, Matthew Fox (294).

Der Epilog rundet die Anwendung auf unsere Zeit ab. In wenigen Strichen wird nachgeholt, wonach die Leser schon länger fragen mögen (Vgl. jedoch 193, 198, 229, 279, 281, 286): ein eingehender Einbezug östlichen Denkens und damit erste Schritte zur Universalisierung. »In dem Bekenntnis zu Mitte und Maß begegnen sich der Huma-

nismus des Westens und der Humanismus des Ostens« (295). Dass »Buch der Wandlungen« (I ging) wird bevorzugt herangezogen, das Streben nach der Mitte freilich als allgemeine Leitvorstellung im Denken östlicher Kulturen erkenntlich. Gemeinsam ist Osten wie Westen die Schwierigkeit, das Maß der Mitte zu finden: ein schicksalhaftes *universale*, für das sich nur in situationsbezogener Anstrengung eine stets vorläufige Lösung erringen lässt. »Den Königsweg weisen die humanistischen Bemühungen um die Schärfung aller menschlichen Wahrnehmungs-, Erkenntnis- und Willenskräfte«: eine Einsicht, die sich nochmals zur knappen, darum nicht weniger scharfen Kulturkritik auswächst.

Eine *veritable Einführung* in eine Kulturgeschichte des Abendlandes zu schreiben, war nicht direktes Ziel von Mayer-Tasch. Doch hat er sein Buch nicht zuletzt Studierenden zugehört (9). So sei denn *abschliessend* gefragt, ob und wie weit es sich als Einführung eignet. Schnell lässt sich diese Frage nicht beantworten. Hat man das Prinzip von Mitte und Maß als hermeneutische Brille akzeptiert – was leicht fällt, weil es sich als Schlüssel zu zentralen Einsichten bewährt –, wird man doch zunächst zögern. Denn in der einfachen Erwähnung von wichtigen Phänomenen, mit den einmal überzeugend, dann kühn, zuweilen vielleicht befremdlich anmutenden, allerdings stets anregenden Ausdeutungen des historischen, hier insbesondere des kulturellen Geschehens setzt das Buch oft erhebliche Kenntnisse schon voraus, damit eine kritische Auseinandersetzung überhaupt möglich wird. Die oft hohe Dichte an Informationen mag dem Format einer Einführung nicht immer nur förderlich sein, noch abgesehen von der an Bildern und Metaphern reichen sowie oft poetisch gefügten Sprache (Zum Beispiel S. 267 f., ein zweites Muster der Abschnitt »Menschlichkeit und Übermenschlichkeit«, 219-230. Doch *caveat!* Oft genug eignet der Sprachkunst des Autors eine besonders aufschliessende Kraft. Dafür liefert, unter vielen, ein schönes Beispiel die Charakterisierung der Grundhaltung der Frauenmystik als »dynamische Passivität« (114).

Und dennoch ist es eine wertvolle Einführung, weil es von Beginn weg die Komplexität des Geschehens erlebbar macht; weil es mit den zahlreichen kurzen Hinweisen die Notwendigkeit vor Augen führt, sich der Vielfalt und vor allem deren inhärenten Dialektik von Denken und Geschehen

zu stellen; weil es eine Vielzahl prägnanter, eben doch geschickt einführender Skizzen und kurzer Abhandlungen bereit hält; weil es mit Belegen, Anmerkungen, einem umfassenden Namenregister und aussergewöhnlich reichen Literaturangaben Wege zur Vertiefung erschliesst. Statt vieler Belege sei beispielhaft auf den Abschnitt »III. Die Wiedergeburt des Staates« im Teil »C. Humanismus und Renaissance als kulturhistorische Epoche« verwiesen (143-163). Sagen wir es kurz so: Peter Cornelius Mayer-Tasch ist ein vielfach anregendes, spannendes, zuweilen eigenwilliges, für Erkenntnisgewinn, besonders auch für die Selbstverständigung der Lesenden hilfreiches und fruchtbares Studienbuch gelungen – ein Buch für unsere Zeit, in der Arroganz, Skandale, Hybris und Unmenschlichkeit grassieren. Was Peter Cornelius Mayer-Tasch dem Vorfahren Seneca attestiert, trifft für ihn selber zu: »Das Bekenntnis zu Mitte und Maß durchzieht sein ganzes Werk« (58). Einsichtig vermittelt es ein dringliches Lehrstück.

Beat Sitter-Liver

Peter TRAWNY: Sokrates oder Die Geburt der Politischen Philosophie, Königshausen und Neumann, Würzburg 2007, 162 S., brosch., 24,80 EUR.

Seine »Geburt der Politischen Philosophie« hat Peter Trawny in polemischer Absicht geschrieben: Es geht ihm um nicht weniger als darum, die Politische Philosophie den Fängen einer Fachdisziplin zu entreißen, die im universitären Alltag der Maxime der Verwertbarkeit anheimgefallen ist. Zu diesem noblen Zweck unternimmt er eine Rekonstruktion ihrer „Geburt“, die mit den bohrenden Fragen eines hässlichen alten Atheners beginnt und sich im Tod des berühmten Sokrates erfüllt. Folgt man der Geburtsmetapher ein wenig böswillig, dann liegen dazwischen qualvolle Wehen, unter denen der politische Körper Athens gegen seinen Willen ein myoptisches Denken hervorbringt, das ihm zukünftig wie der sprichwörtliche Stachel im Fleisch sitzen wird: Sokrates sieht sich selbst als die Bremse, die ein edles, doch träges Pferd – die athenische Polis – mit ihren Stichen aufweckt.

Dem Verfasser zufolge ist dies der nicht zu überschätzende Wert, den eine Politische Philosophie auch heute noch haben könnte, würde sie nur wahrgenommen. Und so nimmt es nicht wunder,

dass der Text mit Präliminarien beginnt, die etwa ein Drittel des Textes ausmachen und nicht zuletzt die gegenwärtige, problematische Lage der Politischen Philosophie erörtern. Unter dem Licht der platonischen Apologie und des Kriton-Dialoges entwickelt Trawny daran anschließend die Grundlagen jener Politischen Philosophie, die er vor den feindlichen Lebensbedingungen ihres Reservates schützen will und der er so innig wünscht, dass ihre myoptischen Aussagen doch gehört werden mögen – doch dazu später. Was sind nun diese Grundlagen? Sie werden abgeleitet aus dem Spannungsverhältnis des Philosophen zu derjenigen politischen Gemeinschaft, der er zugehörig ist. Das von Sokrates mit allen Konsequenzen akzeptierte Todesurteil markiert hier den Extrempunkt, von dem aus dieses Verhältnis zu denken ist. Wie war es möglich, dass der Gerechte schlechthin sich dem offensichtlich ungerechten Urteil seiner Mitbürger unterwarf?

Die philosophischen Bedingungen dieser Möglichkeit sind es, die in dem vorliegenden Text als das Fundament jeder Politischen Philosophie erarbeitet und diskutiert werden. Dieser Hauptteil des Textes, der seine Argumente vor allem aus der Interpretation der beiden platonischen Dialoge entwickelt, ist durchaus gelungen – wenn auch die vorliegende Sekundärliteratur nur noch wenig Spielraum für wohl begründete Originalität lässt. Ohnehin liegt die Stärke von Trawnys Auseinandersetzung mit dem Sokrates, den Platon in seinen Dialogen präsentiert, in ihrer Bedächtigkeit. Doch bei aller Sorgfalt geht der Verfasser nicht immer überzeugend zu Werke – etwa, wenn er die Gesetze der Polis den geradezu personalisierten Status von angeblichen »Dialogpartnern« des Sokrates erhebt. Noch irritierender jedoch ist insgesamt, wie unproblematisch die so gewonnenen Ergebnisse derart exotisch präsentiert werden – von einem Straussianer könnte man wohl mehr versteckte Hinweise erwarten. Zwar verwendet auch Trawny mitunter die Diktion seines Meisters Leo Strauss, doch ohne dabei jenen esoterischen Eros zu entfalten, mit dem dieser seine initiierten Schüler in den Bann seiner Schriften zu schlagen vermochte. Vielmehr ermüdet die sich zum Teil wiederholende, um sich selbst kreisende Argumentation etwas. So scheint es fast, als müsste die Politische Philosophie die Beschleunigung, mit der gegenwärtig die ungerechterweise durchaus myoptisch zu nennenden Theorietexte gerne arbeiten,

geradezu fürchten. Wie dem auch sei, Trawny gelingt eine durchaus erhellende und ausgewogene Diskussion der platonischen Dialoge und des sokratischen Dilemmas. Auch der (fach-)politische Kontext, in den er sie stellt, ist ehrenwert – doch wirkt er in den Konsequenzen, die er daraus zieht, mitunter fast besessen: So mag es durchaus sein, dass der Politische Philosoph, den er vor Augen hat, im Rummel einer mediokrinen Mediendemokratie nicht mehr richtig gehört werden kann (das freilich betrifft nicht notwendig die zahlreichen „Bremsen“ von A wie Agamben bis Z wie Žižek).

Doch was auch immer man von dem Versuch halten mag, ausgehend vom »Guten und Gerechten« in die politische Debatte einzugreifen: Man sollte nicht vergessen, dass die Öffentlichkeit der Agora und die esoterische Geheimlehre seit Sokrates' Tod zusammengehören, weshalb an dieser Stelle jedes kulturbourgeoise Bedauern fehl am Platze ist. Der wahre Politische Philosoph wird sich – Platons Höhlengleichnis vor Augen – die Adressaten seiner Lehre stets sehr sorgfältig aussuchen. Wie die politische Ideengeschichte in Strauss' Lesart zeigt, verhindert das auch das Auftreten von Massenmedien nicht, sondern fordert es geradezu heraus. Andernfalls wären schon Platons Dialoge ein erster Schritt auf dem Wege des Verfalls. Doch das ist noch nicht alles. Schlimmer noch scheint für Trawny der Umstand zu sein, dass eine liberale Demokratie es sich heute leisten kann, den Invektiven eines Sokrates gegenüber gänzlich indifferent zu bleiben, ihn mithin also nicht notwendig mundtot machen muss – und man muss sich

fragen, ob man aus diesem Umstand den gleichen Schluss ziehen soll, wie der Verfasser dieses ebenso gelehrten wie verzweifelten Textes. Soll man sich wünschen, in einem Gemeinwesen zu leben, das auf die myoptischen Wahrheiten oder Fragen eines ihrer Mitglieder mit dessen Liquidierung reagiert?

Die Kommunikationsformen, die ein komplexes System wie die heutige Gesellschaft zur Verfügung stellt, um so etwas zu vermeiden, erscheinen aus dieser Perspektive geradezu unheimlich – letztlich wohl, weil sie auch jede existenziale In-Frage-Stellung absorbieren und negieren. Wie auch immer – wie steht es nun mit dem Anspruch, echte Politische Philosophie im Sinne Trawnys zu betreiben? Mit Sicherheit hat er Recht, wenn er den Totalitarismus, die politische Theologie und die ethische Stellung des menschlichen Lebens im Politischen als zentrale Herausforderungen seiner Politischen Philosophie ausmacht. Ob er aber mit ihr befriedigend auf diese Herausforderungen reagieren kann und wie weit dabei das Projekt der begründenden Reaktivierung eines atheologischen und ahistorischen Naturrechts trägt, bleibt dahingestellt. Ob schließlich diese drei Problemkreise im umfassenderen Rahmen einer gerne radikalen, zugleich aber auch komplexen Politischen Theorie nicht mit größerem Gewinn verortet werden können, das – wollen wir nicht mit der (Machbarkeits-)Hybris der Sophisten auf Trawnys Projekt antworten – weiß allein Gott.

Holger Zapf